

Versöhnung in der Ökumene - meine Erfahrungen mit Werner Simpfendörfer - Ein Zeugnis.

von Baldwin Sjollema

Wir sind hier als Freunde zusammen. Freundschaft ist eine der wichtigsten Wurzeln, die unser Leben nährt. Die ökumenische Bewegung hat als eine Bewegung von Freunden begonnen, und sie ist es auch heute noch überwiegend. Wie Werner Simpfendörfer einmal sagte (Montreal World Convention, Sept. 1993) : "...nur Freundschaft kann uns motivieren, uns weiter zu engagieren in einer Hoffnung für diese Erde". Aber ökumenische Freundschaft ist nicht ein allgemeines weltweites Gefühl von Harmonie. Sie ist nicht einfach nur ein "sich-gegenseitig-vertragen", eine gegenseitige Toleranz. Sie hat viel eher etwas zu tun mit dem "Einer trage des anderen Last" (Galater 6,2). Sie hat etwas zu tun mit Sympathos (sympathein), mit zusammen leiden.

Was ich jetzt vortragen werde, sind nur einige wenige persönliche Gedanken über die Intensität meiner Freundschaft mit Werner, damals in den 70er Jahren, als wir beide in Genf arbeiteten.

Werner hat wesentlich dazu beigetragen, dass sich mein Bild von den Deutschen als den Feinden änderte und dass Versöhnung möglich wurde.

Wieso? Und wie?

Am 10. Mai 1940, als ich 13 Jahre alt war und in Rotterdam (Holland) wohnte, griffen die Hitlerdeutschen unser Land, das völlig unvorbereitet war, an. Vier Tage später, am 14. Mai, wurde Rotterdam von der deutschen Luftwaffe bombardiert, und meine Heimatstadt wurde völlig zerstört. Es war die Zeit des Faschismus, die Zeit der Zerstörung von viel Leben. Es war ein grausames Erlebnis, das viel dazu beigetragen hat, dass ich ein Feindbild nicht nur gegenüber den Nazis, sondern gegenüber den Deutschen im Allgemeinen entwickelte. Auch viele ähnliche Erfahrungen während des fünfjährigen Krieges 1940-45 haben dazu beigetragen. Wir waren die Opfer einer deutschen Aggression. Und "résistance", Widerstand, wurde unsere Mentalität fremden Herrschern gegenüber.

Aber, werden Sie einwenden, soll man jetzt, 65 Jahre später, noch immer darüber reden? Das ist doch längst vorbei und von den jüngeren Generationen vergessen, also nicht länger aktuell! Das stimmt vielleicht - und doch nicht ganz...denn bei uns Älteren haben diese schlimmen Erlebnisse ein sehr hartnäckiges Leben, wie die Geschichte ausweist. Metanoia, Umkehr, Vergebung und Versöhnung brauchen viel Zeit und Mut.

Hinzu kommt für mich noch ein anderes Erlebnis. Es gab eine Zeit, als wir in der ökumenischen Bewegung den Kairos erkannten ("now is the time", jetzt ist die Zeit), die von Gott bestimmte Zeit. Es war die Zeit um 1968, die Zeit einer veränderten, entkolonisierten Welt und eines veränderten Ökumenischen Rates, die Zeit eines ökumenischen Konsensus über den Rassismus. Die Zeit war reif für einen Appell an Kirchen und Christen weltweit, sich einzusetzen für radikale Veränderungen.

Wir mussten betroffen erkennen, dass die Bedrohung durch den Rassismus größer war als je zuvor und dass sich Kirchen an der Rassendiskriminierung beteiligten. Eine neue Phase im ökumenischen Kampf gegen den Rassismus begann.

Der Appell damals fand große Zustimmung in vielen Teilen der Welt. Aber er rief auch starke negative Reaktionen hervor, und die erfuhren wir nicht nur, aber vor allem in der damaligen Bundesrepublik Deutschland. Ich war damals der Verantwortliche für das Programm zur Bekämpfung des Rassismus. Als der ÖRK mit diesem Programm von Worten zu Taten voranschritt und entschlossen Partei ergriff für die rassisch Unterdrückten durch Zuwendungen an Befreiungsbewegungen im südlichen Afrika, waren die Reaktionen der EKD besonders heftig. Gemeindeglieder wurden alarmiert durch Presseartikel, in denen es hieß: "Kirchengelder für Guerillas". Die Auseinandersetzungen führten sehr schnell zu einer Konfrontation zwischen dem Rat der EKD und dem ÖRK.

Sie konzentrierten sich vor allem auf die Gewaltfrage.

Der Ratsvorsitzende schrieb damals an den Generalsekretär des ÖRK, dass die Beschlüsse zum Antirassismusprogramm eine außerordentliche Unruhe unter den Christen ausgelöst hätten und dass sich manche fragten, ob sie der Kirche weiterhin angehören könnten. Es handle sich hier um die Unterstützung von gewalttätigen Organisationen, und eine solche Unterstützung sei mit dem christlichen Glauben nicht vereinbar. Außerdem sollten alle Projekte für rassisch Unterdrückte nicht ohne eine Kontrolle der Zuwendungen genehmigt werden. Aber gerade das war eines der wichtigsten Prinzipien des Sonderfonds, dass die Spenden an keine Kontrolle des Verwendungszwecks gebunden waren. Denn mit der Einrichtung dieses Fonds war der Gedanke einer Umverteilung von Macht verbunden.

Wir hatten zwar auch Schwierigkeiten mit anderen Mitgliedskirchen, aber der Konflikt mit den westdeutschen Kirchen war vor allem auch ein Zeichen dafür, dass dort die wachsende Bedeutung und der Einfluss der Kirchen aus der Dritten Welt innerhalb des ÖRK nicht akzeptiert wurde und dass die Bedeutung der Theologie der Befreiung, wie sie sich in anderen Kontinenten und Ländern entwickelt hatte, unterschätzt oder sogar abgelehnt wurde.

Außerdem hatte der ÖRK seine Mitgliedskirchen zu einem Boykott von Banken und multinationalen Konzernen im Apartheid-Südafrika aufgerufen. Dies bedeutete für die Kirchen auf der einen Seite eine kritische Überprüfung ihrer eigenen Praktiken bei Investitionen in Banken, ihrer Zusammenarbeit mit Firmen, die Geschäfte mit Apartheid-Südafrika machten, und auf der anderen Seite ein erneutes Nachdenken über ihre Kooperation mit der weltweiten Anti-Apartheid-Bewegung.

Wir im Stab des ÖRK versuchten, soweit wie möglich, Missverständnisse auszuräumen, reisten deshalb sehr oft in die Bundesrepublik, sprachen vor Synoden, Gemeinden und ökumenischen Gruppen, erklärten, warum es bei dem Sonderfonds im Kern eigentlich ging und warum gerade die Ökumene sich an diesem Thema der Befreiung konkret beteiligen musste. Dabei stießen wir in manchen Kirchen aber immer wieder auf dieselben Fragen nach der Gewaltanwendung der Unterdrückten - anstatt endlich zu verstehen dass es sich in erster Linie um die Gewalt der Unterdrücker, also des Apartheid-Systems in Pretoria und der kolonialen Herrschaft der Portugiesen in Angola und Mosambik handelte.

Dies ist für mich natürlich der Augenblick, um noch einmal ausdrücklich vor den vielen Freunden hier zu sagen, wie sehr wir damals unterstützt wurden und in gewisser Weise auch abhängig waren von den ökumenischen Gruppen in Deutschland selbst: von Pro Ökumene, der Evangelischen Frauenarbeit, dem Plädoyer für eine ökumenische Zukunft und von vielen lokalen Gruppen.

Ihr Engagement hat uns Mut gemacht. Ihr wart die Kirche!

Hier konzentriere ich mich aber weiter auf die EKD.

Anstatt die lange und sehr peinliche Geschichte der Unterdrückten vor Augen zu haben, die schließlich auch Subjekte ihrer Geschichte sein wollten, behauptete die EKD, dass die Kirchen sich darauf beschränken sollten, nur das Evangelium zu predigen, ohne die Teilnahme an

sozial-politischen und wirtschaftlichen Programmen und Projekten als Ausdruck des Glaubens zu verstehen. In diesem Zusammenhang kam es damals häufig zu sehr unangenehmen, auch persönlichen Attacken.

So geschah es, dass ich mich in meinem Verhältnis zu den Deutschen wieder zurückgesetzt fühlte in eine Art Kriegssituation, in der das alte Feindbild die Oberhand hatte. Warum war es fünfundzwanzig Jahren nach der Nazizeit für Kirchen und Christen in der Bundesrepublik noch immer nicht möglich, sich zusammen mit anderen in eine Situation des Widerstandes hinein zu begeben, in eine Situation, wie sie die schwarze Bevölkerung in Südafrika tagtäglich erfuhr?

Ich hatte damals noch nicht verstanden, was Elisabeth Adler später einmal über Vergangenheitsbewältigung sagte: "*dass diese Vergangenheit eine nicht zu bewältigende, aber immer mit zu reflektierende ist*". (Elisabeth Adler: Lernort: Berlin/DDR-Lerngegenstand: 8 Mai 1945, in: Ökumenisch lernen -Ein Dank an Werner Simpfendörfer).

Als ich damals nicht wusste, wie ich aus dieser schwierigen Situation herauskommen könnte, kam mir meine erste Begegnung mit Werner Simpfendörfer zu Hilfe, bald nachdem er in Genf angekommen war. Das Antirassismus-Programm war in vollem Gange, und die Kritik vor allem aus der Bundesrepublik wurde immer lauter. Ich war ziemlich ratlos und gleichzeitig wütend auf die deutschen Kirchenleiter, die die ökumenische Suppe versalzen!

Ich hatte Werner verschiedene Male in Sitzungen erlebt und wusste sofort, dass ich ihm vertrauen konnte. Dieses Vertrauen wurde bald ein gegenseitiges Vertrauen.

Wir haben damals viele Stunden über die Bewältigung unserer verschiedenen Erfahrungen während des Krieges gesprochen.

Als ich ihm von meinen Erfahrungen während der deutschen Besatzung erzählte, hörte er schweigend zu. Dann aber hat er selber angefangen, von seinen Kriegserfahrungen zu erzählen, und erst da begann ich zu verstehen, dass nicht nur wir Holländer, sondern dass auch viele Deutsche Opfer des Naziregimes waren. Ich wusste zwar von der Bekennenden Kirche, von Bonhoeffer, seinem Zeugnis und seiner Beteiligung an der Konspiration gegen Hitler. Ich wusste auch von der Stuttgarter Schulderklärung, aber ich hatte bis dahin kaum mit einem Deutschen über seine Erfahrungen gesprochen. Mir fehlte einfach jemand "auf der andere Seite", der mir helfen konnte, aus meiner "Gefangenschaft" der Vergangenheit heraus zu kommen und ein anderes, ein neues Bild aufzubauen mit Blick auf die Zukunft.

Wir stellten fest, dass wir alle "Narben" haben. Dass unsere Geschichte uns in hohem Maße bestimmt, auch die jüngere Generation, selbst wenn sie sich dessen vielleicht kaum bewusst ist.

Werner und ich waren sehr verschieden erzogen. Werner in einer pietistischen schwäbischen Umgebung - ich in einer bürgerlich-liberalen Umwelt, fast apolitisch und unhistorisch. Beide aber dachten wir, dass wir auf "terra firma", auf sicherem Grunde, standen. Der Krieg hatte uns aber die Augen geöffnet. Wir waren *beide* Opfer der Nazizeit. Unsere *beiden* Existenzen hatten sich als zerbrechlich erwiesen. Wir gestanden uns *beide*, dass wir von einer gewissen Angst in unserem Leben und in unserer Arbeit bestimmt waren. Waren unsere Einsichten richtig? Was war es, was das Evangelium von uns verlangte?

Wir hatten Angst, aber diese Angst hatte eine positive Wirkung: Sie zwang uns zum immer erneuten Nachdenken und zum erneuten Handeln.

Wir waren uns beide auch darin einig, dass wir jetzt zu den Mächtigen in den Kirchen und in der Wirtschaft in Konfrontation gehen mussten, weil es um grundsätzliche Änderungen ging.

Die Frage nach Versöhnung fand ich damals – und finde ich das auch heute noch - sehr schwierig. Sie gab mir ein Gefühl der Machtlosigkeit und der Frustration. Wir sahen und sehen, was in einer Gesellschaft falsch ist; weil wir von dem Unrecht wissen, das Tag für Tag begangen wird. Wir möchten uns mit anderen solidarisieren, aber wir können es nicht, weil wir in einem System leben, das wie ein ungeheures Monster keinen Widerstand duldet.

Werner und ich waren uns darin einig, dass wir es als Christen nicht mit abstrakten Problemen sondern mit Menschen zu tun hatten. Galater 6 (Vers 2) ruft uns auf: "Einer trage des anderen Last, so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen".

Auch der Unterdrücker, der Machthaber und Ausbeuter, auch der ist mein Nächster. Er ist entfremdet von Gott und von mir.

Wir werden in die Nachfolge gerufen. Das bedeutet, dass wir uns auf Konfrontation einlassen müssen. Ohne sie gibt es keine Versöhnung. Also: nicht das Problem *zu*-decken, sondern vor allem das Problem *ent*-decken! So wie Werner und ich langsam ent-deckten:

"Echte Versöhnung findet nicht zwischen Unterdrückern und Unterdrückten statt, sondern zwischen Menschen, die sich in ihrer je eigenen, auch fragwürdigen und doch hoffnungsvollen Menschlichkeit einander gegenüber stehen. Deshalb ist die Befreiung, die alles umfassende, die totale Befreiung von Menschen an die Versöhnung gebunden - und damit an die Vergebung". (Allan A.Boesak, Ein Fingerzeig Gottes, 1980).

Wir fühlten uns in der Ökumene an den richtigen geschichtlichen Ort gestellt. Wir erkannten, dass das notwendigerweise Instabilität und Unruhe bringt. Gott zeigt sich in der Geschichte, auch wenn er verborgen bleibt. Und auch wir haben in dieser Geschichte eine Stimme. Wir verstanden unser Engagement als einen Schritt auf die Vision zu "auf dass sie alle eins seien". So hofften wir einen kleinen Beitrag zur Versöhnung in dieser Welt zu leisten.

Ein solcher Schritt zur Versöhnung war nur innerhalb der ökumenischen Bewegung möglich. Unsere Aufgabe war es, daran mitzuarbeiten, die Stimmen derer, die ohne Stimme sind (the voiceless), zu Gehör zu bringen, sie zu Wort kommen zu lassen.

Vielleicht klingt diese Sprache jetzt ein wenig zu vollmundig. Vielleicht waren wir damals eine Art von naiver Don Quichotte.... Ich kann nur sagen, dass wir in den 70er Jahre so dachten und dass wir versuchten, entsprechend zu handeln. Es war unsere Sehnsucht nach einer anderen Welt.

Jedenfalls waren wir keine Sancho Pansas!

Wir wollten unsere Überzeugung zum Ausdruck bringen, dass bei Gott das Unrecht nicht das letzte Wort hat!

Ohne Werner wäre ich wahrscheinlich stecken geblieben! Ich bin und bleibe ihm dankbar, dass wir uns damals zu einem für mich und, ich glaube, für uns beide so wichtigen Zeitpunkt gefunden haben. Und dass daraus sich eine bleibende Freundschaft entwickelte. Wir wurden Weggefährten. Und sind es geblieben.